Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 88 (1962)
Heft: 3

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

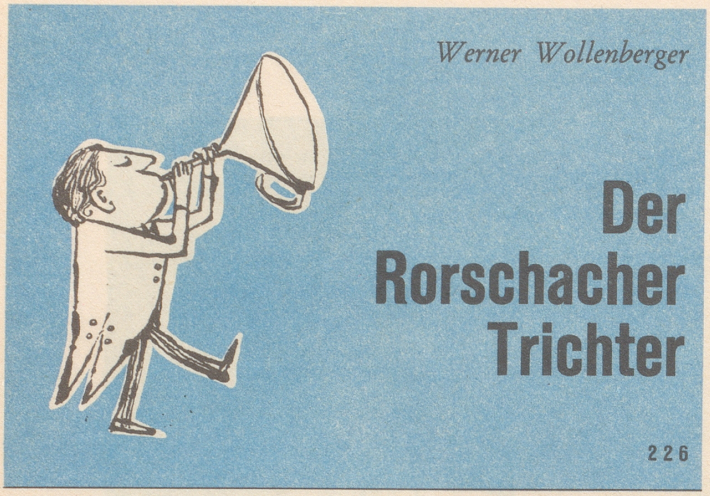
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Darf ich vorstellen?

Ein Luxusartikel namens Freiheit...

Es gibt Sätze, die einen verfolgen. Man versucht zwar, sie zu vergessen, und mitunter vergißt man sie auch für ein kleines Weilchen, oder es sieht wenigstens so aus, als habe man sie vergessen, aber das ist nicht wahr: sie lassen sich nicht vergessen, sie liegen in irgendeiner Querfalte des Bewußtseins auf der Lauer, sie ducken sich in einer abseitigen Windung des Gehirnes und setzen dann ganz unvermittelt zum Sprung an und sind sehr präsent und beunruhigen Dich zutiefst und krallen sich in Deiner Vorstellung fest und werden zur fixen Vorstellung und Du wirst und wirst und wirst sie nicht mehr los. Du versuchst, sie abzuschütteln, denn ihre Gegenwart macht Dir Mühe, sie quält Dich, sie bekümmert Dich, sie verwirrt Dich und Du möchtest Dich doch nur allzu gerne des Qualvollen, des Beunruhigenden und des Verwirrenden entledigen, aber Du kannst Dich seiner nicht entledigen, der Satz ist stärker als Du, er sucht Schichten Deines Bewußtseins heim, über die Du nicht Herr bist, nicht mehr, noch nicht.

Einer der Sätze dieser beklemmenden Art hat letztes Jahr unter den Besorgten dieses Landes hart und trocken eingeschlagen. Er stammt von dem Basler Germanistik-Professor Walter Muschg, der – nebenbei und als Kuriosum sei's vermerkt – seinerzeit versuchte, aus mir einen eifrigen Jünger der literarischen Wissenschaften und ein wertvolles Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu machen, was ihm leider nur sehr teilweise gelang. Muschg, auf die suggestive Frage, was er für die wichtigste Aufgabe der Schweiz halte, antwortete ganz unprofessoral lapidar in schneidender Bündigkeit: «Die Wiederherstellung der Freiheit!»

Kein Wort mehr. Keines weniger. Der Satz verfolgt mich.

Und er verfolgt mich besonders, weil ich genau weiß, daß Muschgs Forderung nicht nur für die Schweiz, gilt. Sie gilt für mehr als ein kleines Vaterland. Sie gilt für Europa, für die Welt, für unseres Zeit.

Natürlich gilt sie ganz besonders für jenen östlichen Teil unserer Welt, in dem die Freiheit erkennbar in Fesseln liegt. Aber daß sie für diese andere Welt in erster Linie gilt, schließt nicht aus, daß sie nicht auch für die andere Welt gelte. Und für die vielleicht sogar noch mehr, denn nur in dieser Welt hat sie noch eine leise Möglichkeit, in Erfüllung zu gehen.

Das heißt: sie hätte eine. Ohne Aufhebung von Naturgesetzen könnte sich die Freiheit wiederherstellen lassen, zumindest die geistige, um die es Muschg, wie ich ihn kenne, wohl vorzüglich zu tun war.

Frage: Ist diese Freiheit denn wirklich bedroht? Ist sie gefährdet? Ist sie schon so weit außer Kraft, daß gescheite Leute fordern müssen, sie sei wieder in ihre lebenswichtigen Rechte zu setzen?

Verehrte Damen und Herren: machen wir uns nichts vor! Machen wir uns nichts vor, indem wir uns besser machen als wir sind! Benützen wir den nüchternen Januar, um uns nüchtern über eine nüchterne Tatsache klar zu werden: sie ist angeschlagen, unsere Freiheit. Sie ist lädiert. Sie hat ihr Teil abbekommen. Sie ist nicht mehr intakt. Der erfreuliche Umstand, daß wir mehr Freiheit haben als die anderen, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir weniger Freiheit haben als wir haben könnten.

■

Freiheit besteht aus Freiheiten. Die Summe vieler kleiner Freiheiten macht jene unerläßliche Freiheit aus, die das geistige Klima bildet, in dem es sich einzig zu leben lohnt. Einzig und ausschließlich.

Eine der Freiheiten der Freiheit ist die Freiheit der Toleranz.

Toleranz!

Ein Fremdwort in jeder Beziehung ...

Zu deutsch: Duldsamkeit.

Zu deutsch: Anerkennung des anderen. Anerkennung der anderen. Anerkennung des Andersartigen. Anerkennung des von uns Verschiedenen, von unseren Meinungen Abweichenden. Vielleicht auch nur Verständnis für die Möglichkeit, daß ein Standpunkt von dem unseren sich unterscheide, daß ein Mensch nicht den Menschen, die wir hauptsächlich kennen, gleiche, Verständnis eventuell nur für die Tatsache, daß andere in anderen Irrtümern befangen sind. Daß unser Irrtum nicht der alleinseligmachende sei ...

Der Satz, wie gesagt, verfolgt mich. Er jagt mich. Und er macht mich hellhörig. Ich halte Ausschau nach Anlässen, an denen er sich dokumentiert. Das heißt: ich suche nach Gelegenheiten, bei denen Menschen den Versuch machen, die Freiheit wieder in ihre lebenswichtigen Rechte einzusetzen.

In diesen Tagen habe ich wenigstens drei Anstrengungen in solcher Richtung entdeckt, drei menschliche Bemühungen, jenen Teil der Freiheit, die man ‹Toleranz› nennt, wieder zu etablieren. Oder wenigstens: ihre Etablierung wieder zu fordern.

Ich habe diese Bemühungen in einem Buch entdeckt, in einem Film und in einem Schauspiel.

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen deshalb vorstelle: Ein Buch, einen Film, ein Schauspiel.

■

Das Buch stammt von dem Amerikaner John Steinbeck, heißt auf englisch «The winter of our dicontent», was zu deutsch «Der Winter unseres Mißvergnügens» heißen müßte, aber weil Uebersetzer fast immer unendlich gescheiter sind als die Dichter, die von ihnen übersetzt werden, heißt das Buch zu deutsch: «Geld bringt Geld.»

Damit wir uns gut verstehen: dieses Buch ist kein großes Buch. Es ist kein Meisterwerk. Steinbeck hat viel bessere Bücher geschrieben. «Früchte des Zornes» etwa, «Tortilla Flat», «Oestlich von Eden» sogar, «Cannery Row» bestimmt, von herrlichen Kurzgeschichten ganz zu schweigen.

Trotzdem: das Buch hat etwas.

Es hat, dies vor allem, hinter einer leicht verwirrenden Handlung, einen ganz klaren und eindeutigen Sinn. Möglicherweise einen simplifizierenden Sinn, aber immerhin: einen Sinn. Oder auch: eine Botschaft. Oder – schlichter formuliert – eine Aufforderung.

Es geht darum, daß sich ein kleiner Mann in einer kleinen amerikanischen Stadt vierzig Jahre lang kümmerlich, aber redlich durch ein redliches Leben schlägt. Acht Stunden im Tag steht er hinter dem Ladentisch eines kleinen Lebensmittelgeschäftes, das er im Auftrag eines selten anwesenden italienischen Besitzers führt. Er führt es korrekt, sauber, zur Zufriedenheit seines Chefs und seiner Kunden.

Redlich, korrekt, sauber ist auch das Leben, das der Mann führt. Es geht ihm, seiner Frau, seinem Sohn und seiner Tochter, weder besonders gut, noch erkennbar schlecht. Es geht halt so eben. Nichts mangelt, nichts ist im Ueberfluß vorhanden.

Und genau darüber stolpert der Mann. Ueber den Umstand, daß in dieser Zeit genug nicht genug ist, stolpert der Mann. Er strauchelt über die unerbittliche Tatsache, daß unsere Gesellschaft nicht mehr tolerant genug ist, Abweichungen von ihren Bestrebungen zu dulden. Daß sie verlangt, man habe sich mit ihr zusammen nach der Decke zu strecken. Daß sie fordert, man habe sich ihrem Streben nach gesteigertem Wohlstand anzupassen. Daß sie von ihren einzelnen Gliedern wünscht, so zu sein wie alle andern, nämlich bemüht, den eigenen Standard zu steigern und über das Notwendige hinaus auch noch am Ueberflüssigen teilzuhaben.

Der Mann, der sich lange gegen solche Forderung gesträubt hat, gibt nach. Bisher hat es ihm genügt, sein Leben zu verdienen, jetzt will er Geld verdienen. Zermürbt von den diskret vorgebrachten Vorwürfen, er sei ein Versager, beweist er, daß er nur freiwillig einer war. Beweist, daß er sein kann wie die anderen. Und er wird wie die anderen. Er verdient ein bißchen mehr Geld. Es geht ihm – finanziell – etwas besser. Er erringt sich die Achtung seiner Mitbürger. Er wird ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft. Aeußerlich ...

Innerlich geht er daran kaputt. Da es ihm besser geht, geht es ihm persönlich schlechter. Da er die Achtung der anderen erwirbt, verliert er die Achtung vor sich selbst. Da er den andern wertvoll wird, begibt er sich seines wirklichen Wertes.

Die Gesellschaft, das ist schließlich nicht mehr zu übersehen, hat einen Fehler gemacht. Den unverzeihlichen Fehler der Intoleranz. Sie hat einen Menschen, der anders war als die meisten, den meisten angeglichen. Sie hat ihm, ohne Zwangsmittel, die Freiheit genommen, anders sein zu dürfen. Sie hat sich damit selber eines Stückchens Freiheit beraubt. Sie hat einen wertvollen Verteidiger ihrer Ueberzeugungen gewonnen, aber sie hat damit etwas ungeheuer Wertvolles verloren: einen Teil des freiheitlichen Prinzipes, auf dem sich ihre Existenz gründet.

■

Der Film heißt «Urteil von Nürnberg».

Das ist ein mißverständlicher Titel. Man könnte meinen, es gehe hier um den berühmt-berüchtigten Schauprozeß gegen die Nazi-Größen. Das stimmt aber nicht. Es geht nur um einen Prozeß gegen ehemalige Richter des Dritten Reiches, also um verhältnismäßig kleine Fische.

Es geht aber, anläßlich dieses kleinen, nicht besonders spektakulären Prozesses, um mehr. Es geht um eine prinzipielle Frage: Hat der Staat, im Interesse einer Mehrheit, das Recht, die Rechte einer Minderheit anzutasten? Darf er das Ganze über einen Teil stellen? Darf ihm das Wohlergehen aller wichtiger sein als dasjenige eines einzelnen? Darf die Macht das Recht des Individuums beugen?

Die Frage wird zweimal gestellt.

Zunächst mit Bezug auf die Nazi-Richter vor den Schranken des amerikanischen Tribunals in Nürnberg. Hatten diese – zum Teil glänzenden Juristen – das Recht, sich den Machtforderungen des Diktators zu beugen? Durften sie Gesetze, die nicht aus Gründen des Rechts-Schutzes und der notwendigen menschlichen Ordnung gemacht waren, zur Anwendung bringen? Durften sie Maßnahmen, die keine wirklichen Gesetze sein konnten (eben weil sie zweckbedingte Maßnahmen waren), akzeptieren. Durften sie zu Vollstreckern von Erlassen werden, die nicht im Interesse unverletzlicher Menschheitsrechte proklamiert waren?

Der kleine amerikanische Richter, ein alter Mann – lebenslang von der Integrität des Gesetzes überzeugt – hat darüber zu befinden. Der Schuldspruch fiele ihm leicht, wenn er im Verlaufe der Verhandlungen nicht in ein Dilemma, demjenigen der Angeklagten vergleichbar, geraten würde. Der Prozeß findet nämlich in einer Zeit statt, zu der das Bündnis zwischen den Amerikanern und den Russen auseinanderbricht. Es geht – schon damals – um Berlin. Die Luftbrücke wird notwendig, der «Kalte Krieg» hat begonnen. Und nun wird den amerikanischen Politikern dieser Kriegsverbrecher-Prozeß in Nürnberg lästig. Für sie geht es jetzt darum, die Mitarbeit der Deutschen zu gewinnen. Sie brauchen sie in ihrem Kampf gegen die Kommunisten. Und es ist klar, daß sie die Hilfe der Deutschen nur mühevoll erwerben können, wenn Deutsche vor ihren Gerichten stehen.

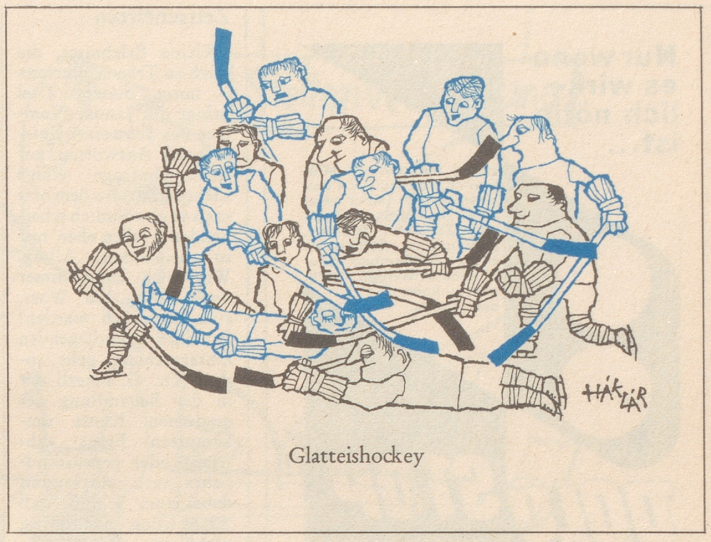
Also wird der kleine amerikanische Richter einem sanften, aber unablässigen Druck ausgesetzt. Er soll diesen Prozeß möglichst rasch beenden, und er soll die Angeklagten möglichst glimpflich davonkommen lassen. Damit steckt er plötzlich im Dilemma der Angeklagten: soll er, im Interesse seines Volkes, das Recht so interpretieren, wie man es ihm verlangt? Soll er die Gesetze der Macht Reverenz erweisen lassen?

Der alte Amerikaner bleibt hart: er fällt das Urteil im Interesse des Rechtes und nicht der Macht. Er verurteilt die Angeklagten zur Höchststrafe, wohl wissend, daß sie nach spätestens fünf Jahren ihre Gefängnisse verlassen werden: im Interesse der Staatsraison.

Ironische Pointe: von allen Beteiligten versteht nur ein einziger das Urteil und das ist einer der angeklagten deutschen Richter.

Ein mitreißender Film. Mitreißend, weil er großartig inszeniert ist (von Stanley Kramer), mitreißend, weil er geradezu großartig gespielt ist (besonders von Spencer Tracy und Richard Widmark), mitreißend aber vor allem, weil er vom heißen Atem der Freiheitlichkeit durchweht ist. Weil er sich zum beredten Anwalt des Rechtes auf Freiheit für alle macht. Weil er sagt: die Freiheit gibt es nur, wenn es sie für alle gibt. Weil er festhält: wer den kleinsten Teil der Freiheit zerstört, zerstört die ganze Freiheit. Und weil er beweist: man muß den Anfängen der Freiheits-Gefährdung wehren.

Dieser Film verteidigt die Freiheit aber auf zweifache Art. Er nimmt sie auch noch durch seine Fairneß in Schutz. Dummes Wort: Fairneß! Besser: Toleranz! Er steht nicht auf dem läppisch überheblichen Standpunkt: Das könnte uns nicht passieren! Er zeigt, daß es allen passieren kann. Er zeigt auf, daß die Freiheit in keinem Land der Erde eine Selbstverständlichkeit ist, sondern ein gar gebrechlich Ding, das es immer und überall zu bewahren gilt. Er gibt den Deutschen eine Chance, weil er weiß, daß das Risiko auch bei allen anderen vorhanden ist. Vielleicht haben die Deutschen diese Chance nicht verdient, vielleicht sind sie dem Risiko in zu gigantischer Weise erlegen. Aber das besagt nichts. Tatsache ist, daß Toleranz geübt werden muß, weil die Toleranz ein Zusammenleben von Menschen erst ermöglicht. Weil sie eine Freiheit ist, die man nicht opfern kann, ohne die Menschheit in Frage zu stellen.



Glatteishockey

■

Das Stück: «Andorra» von Max Frisch.

Möglich, daß Frisch bessere Stücke geschrieben hat. Wenn Sie mich fragen: «Biedermann und die Brandstifter» ist noch immer nicht übertroffen.

Aber: Frisch hat sein erregendstes Stück geschrieben. Es geht manchmal an seinem Thema vorbei, aber noch im Mißlingen geht es uns an, weil das Thema uns angeht.

Es geht – zunächst einmal – um den Antisemitismus. Aber es geht um mehr: es geht um die Tolerierung des Andersartigen.

Frisch zeigt den Mechanismus der Unmenschlichkeit auf. Schlichter ausgedrückt: er zeigt auf, wie es dazu kommt. Er demonstriert das Zustandekommen einer menschlichen Katastrophe. Vielleicht auch: Stationen auf dem Weg in das Verbrechen.

Die Fabel ist bekannt, in Frischs «Tagebuch» nachzulesen: In «Andorra» (einem Staat, der dem geographischen Andorra nicht entspricht) lebt ein junger Mann, dessen Herkunft ungewiß ist. Der Verdacht, er sei Jude, taucht auf. Der Verdacht steigert sich: man entdeckt an dem Jungen jene Züge, die man «typisch jüdisch» nennt. Man entdeckt sie mit solcher Bestimmtheit, daß auch der Junge sie an sich entdeckt. Das treibt ihn in eine Isolation, die von den andern wiederum als typisch bezeichnet wird. Schließlich bringt man ihn um. Die Tatsache, daß er niemals Jude war, hindert nicht mehr daran. Die Tatsache, daß diese Tatsache beweisbar ist, hilft auch nichts. Der Junge stirbt.

Frisch, wie gesagt, ging es um mehr als um den Antisemitismus. Der Fall ist nur ein Modellfall. Der «Jude» ist auswechselbar. Er wäre durch «Rothaariger» zu ersetzen, aber auch durch «Roter», am besten aber durch «Anderer» (der «Jude» des Stückes heißt bezeichnenderweise Andrj).

Auch «Andorra» wäre zu ersetzen. Etwa durch: «Schweiz», «Deutschland», «Amerika», «Rußland», «Monaco».

Nicht zu ersetzen: das Prinzip, um das es Frisch geht.

Dieses Prinzip heißt: Toleranz. Duldung. Anerkennung der Möglichkeit, daß auch das Andere und Andersartige lebenswichtiger Teil des Ganzen ist.

Frisch formuliert es unnachsichtig. Da die «Andorraner» das Prinzip der Toleranz durchbrochen haben, dürfen sie auch keine mehr für sich fordern. Da sie einem einzelnen die persönliche Freiheit nicht zugestanden haben, verwirkten sie die Freiheit für sich selbst. An der Freiheit, die sie zerstört haben, sterben sie selbst. Besser: sie sterben, weil sie selber keine mehr haben.

Der Besuch einer Vorstellung im Zürcher ‹Schauspielhaus› lohnt sich. Und die Lektüre des Stückes, das der Suhrkamp-Verlag gedruckt vorlegt, lohnt sich desgleichen.

Es lohnt sich immer.

Ich meine: es lohnt, daß man sich mit dem Problem der Freiheit beschäftige. Sie lebt nur, wenn sie immer wieder diskutiert wird. Es gibt sie nur, wenn man sich ihrer bewußt ist. Sie stirbt, wenn man sie hinnimmt. Frisch hat auf dichterische Weise gezeigt, wie grauenvoll unmerklich ihre Agonie sein kann.